

Einer Siebzehnjährigen

Empor wie ein eherner Traum, der klar
seine Fülle strafft, o du Beschenkte,
steigen die Beine vom Knöchel gebrechlich getragen.

Im Wind brennt die blonde Fackel der Haare.
Du trägst sie steif und geöffneten Augs,
als ob du der Flamme nicht trauest.
Schreitest mit Schritten dahin, die immer
den nächsten Schritt fürchten.
Zaudernde wehende Schenkin.

Ach und nicht weiß sein und hell wie ein Stern,
der dir das Auge bannet, dem du die Stirne hebst!
Immer nur Wolke sein, düster und tief,
und trinken müssen, durstig, das Licht deiner Fackel,
trinken und ewig versinken ins eigene Dunkel hinein!

Du bist schön

Wie bist du schön! — Ich steh im Abendsächeln,
im Tor versteckt; vielleicht gehst du vorüber
und nimmst entgegen mit verwöhntem Lächeln
all meine Liebe und vergift mich drüber.

Wie darf ich nahn, wo selbst der Morgen zittert,
wenn du die Augen zu ihm aufgeschlagen,
und wo die Luft nach deinem Atem wittert,
um ihn auf stolzen Händen fortzutragen!

Die Erde beugt vor deiner Schritte Wehen
den Nacken tief. Mein Wünschen gleicht den Wogen,
die an den Ufern ohne Laut zergehen
beim fühlen Heben deiner Augenbogen.

Liegt brach mein Leben

Ich häng im Wein. Ich habe Zeit zum Saufen.
Ich wucht wie eine Mauer. Um mich her
liegt brach mein Leben und der Haufen
der Hoffnungen zersplittert kreuz und quer.

Der Mondschein klebt am Bauch der Kalebassen.
Am Wege schwanft ein Schatten dünn und zag.
Wer kann des Felsens Niedersturz erfassen,
der gestern noch im Gold der Binnen lag?

Wir sehn zu klar die Pausen in den Zeiten.
Ihr Schneckenschritt pocht uns zu laut im Ohr.
Alles ist nichtig vor den Ewigkeiten –
auch dieses nun: daß ich dich heut verlor!

Ich will verreisen. Fremdes Land und Küste –
ein wüstes Leben – Weiber – Trug – und List –
Was liegt daran? O wenn ich nur nicht wüßte,
daß du jetzt leidest und mich nicht vergißt!

An den Ufern vorübergestreift

An den Ufern vorübergestreift,
wo Mädchen an Brüstungen lehnen,
über die Wellen schneeig bereift
mit wimpelnden singenden Rähnen –

Große Fabriken saßen am Strand,
nächtig, gedankenvoll schweigend.
Kamine wie Fingerbündel der Hand
drehen sich himmelwärts steigend.

Spitzige Fahnen versanken zu Hauf
mit Segelschiffen und Wäldern.
Plötzlich blizten die Augen auf
der Stadt aus rauchenden Geldern.

Manchmal spülte Musik durch den Wind,
ein niedergepreßtes Gelächter.
Von schimmernden Lichtern feierlich blind
passierten wir Brücke und Wächter.

Und in den Schenken voll Wein und Gesang
wiegten uns Mädchen und Schauer.
Zögernd schritten wir heimwärts, und bang
fiel um die Stirnen die Trauer.

Choral

Bin eine Frucht am Zeitenbaum
und hange von den Sternen nieder.
Ist in mir Blut und Lichtertraum,
so spiegelt durch den Weltenraum
an mir sich nur die Sonne wieder.

Und ist es wüßt und namenlos,
so steigt die Nacht aus fremden Meeren.
Und bricht ein Sturm aus ihrem Schoß,
so schwenkt er mich mit Wind und Stoß.
Ich aber kann es nicht verwehren.

So häng ich meine Endlichkeit
und warte, daß die Angel reiße.
Es bleibt nichts als Vergessenheit,
der Durst und die Beseffenheit,
zu ahnen, was dies alles heiße.

An einen Baum

Nun wirst auch du vergiftet, grüner Baum!
Des Nebels Lauge liegt in deinen Lungen
und hängt wie Algen an der Krone Saum.
So bist du ganz von kühlem Weh umschlungen
und regst die Falter deiner Blätter kaum.

Ein schwarzes Rot erwacht auf ihrem Flügel.
Du stehst! Und sie sind leicht und taubesprengt.
Ihr wartet beide auf des Windes Zügel,
der deine Äste zerrt und ihre Reise lenkt
in buntem Tanz ins Grab der Ackerhügel.

Du wirst noch stehn, die Arme aufgereckt
wie Lanzen, dran ein Tropfen hell erblickt,
zernarbt, wenn Sonn und Wind vorüberleckt,
bis dich am Abend nasser Schnee umfließt
und in der Nacht ein Sturm zu Boden streckt.

Die Lebensfahrt

Immer das Segel gespannt in die Ströme des Lichts,
immer aber führte der Bug entgegen dem Dunkel und
Nichts.

Treibt mich auch Licht und die Sänge der Wetter und
Winde,

treib ich vom Lichte beglänzt, darunter ich glänzend
verschwinde,

immer enthüllt mir das Auge die ruhenden Gräber
im Meere,

fahrend dahin, wo im Abend die Räume wachsen und
steigen und hallen voll Leere.

Ich kam von der Sonne – die treibt mich, die treibt
mich hinaus.

Noch hüllt mich der Schein, aber vorne gehen die
Strahlen aus.

Und vorne wird einmal im Sprunge die Woge zum
letztenmal scheinen,

vom letzten Funken bedämmeret vor dem ewigen Einen,
vor dem ewigen Bleiben, vor dem ewigen Nein,
ehe ich, Blinder zu Blindem, stürze kopfüber hinein.

Wird dann ein Funken noch klingen, wird noch ein
Tropfen von Helle,
Wissen und Finden und Welle meiner Erinnerung
schwingen?

Bin ich dann wirklich zu Haus, strömend vom Strome
gefragt,
und löschen die quälenden Fragen wie Kerzen im
Winde aus?

Das Weib

In der Liebesnächte Kühlung
Die dich zeugte, wo du zeugtest,
Überfällt dich fremde Fühlung . . .
Goethe

Frag mich nicht, du Wunderkühle,
welcher Wind mich hat gekühlt,
wenn ich wieder dich erfühle,
welche Nacht mich hat umspült.

Aber du — was bist du eigen,
die ich nie gestalthaft sah?
Gegenrede, Gegenschwärze —
und mir doch das stärkste Ja.

Traum vom Weib, das ich erträume —
sieh, du bleibst ein volles Maß,
Und wenn ich dich je versäume,
ruffst du, die ich nie vergaß.

Immer bist du die Versuchung,
unbewußter Sinn und Leib.
Und so werden zur Verfluchung
tausend Weiber, weil du Weib!

Ach, im ewigen Verlassen,
dich zu suchen, dir zu nah:
werde Fleisch und laß dich fassen,
Widerpart und Glück der Bahn!

Ernte

Im Blättertausch voll brauner Last der Trauben
zieh ich dahin, verstummt und wegbereit.
Daß ich hier saß? Ich kann es fast nicht glauben!
Dort lag mein Hut, dort flog im Wind ihr Kleid.
Nach soviel Jahren flüstert's in den Lauben.

Die Winzer fahren mit den nassen Rufen.
Von jeder Kelter schwemmt Geschrei und Sang.
Ich steig hinab den oft umlachten Hang.
Es mag ein anderer nach dem Frühling rufen!

Ein Krug mit Wein. Den trink ich wie die Zeit!
Die Nacht ist nah, der Himmel welkenweit.
Und Stern an Stern blüht auf wie kleine Tränen.

An welcher Schulter mag ihr Haupt jetzt lehnen?

Februar

Februar

4

Noch liegen den Bergen die Flanken weiß,
die Gipfel in Wolken, die Schluchten voll Nebel –
doch hör ich im Baume den Wind schon wachsen
und in der Ebene seh ich den Schnee
wie weiße Riemen auf schwarzem Fell.

Das weite Land wird weit in Laufen,
die sich von unten aufwärts brücken,
wird weiter – ach, daß du mich liebst,
Geliebte, die ich immer liebte,
ist wie ein Schweigen ausgegossen
ins schweigend überlauschte Land.

Die Nacht voll Blau

Die Nacht voll Blau und ganz von Licht durchspült
mit Dämmerbüschen —. Eil noch nicht nach Haus.
O sieh, das Blütenbaumes Schatten kühl't
auf deiner Stirne Zeit und Wissen aus.

O sieh, der Fluß hebt ruhig Mond und Schein,
des Windes Milde, die dein Haar durchflieht.
Schwimmt auch ein Wölkchen in den Glanz hinein —
ich sehe selbst im Dunkel dein Gesicht.

Dein Duft verwiegt durch meine Lippen weit,
den sanft von Blatt zu Blatt ein Flüstern trägt,
bis er der letzten Pappeln Abendkleid
vor dem Gesild des Himmels still bewegt.

Für uns geöffn't schwebt des Frühlings Raum.
Ich küsse dich. Dein Auge blickt empor
und nimmt, eh es sich schließt, in seinen Traum
als goldne Kerzen mit der Sterne Flor.

Filmin

2

Spätsommer

Helle flirrt durchs Himmelsblau.
Dunkel lastet rings das Grün
auf die lichtdurchbrühnte Au.

Kronen, die im Mittag glühn
ohne Wind und ohne Tau,
warten, und ihr Duft sinkt schwer,
daß die Nacht sie hülle grau.

Denn im Dunkel steigt der Saft
aus verstreuten Wurzeln her
in den borkenstummen Schaft,
zweigt sich ästehoch und quillt
warm aus der Stengel Haft
in der Blätter kühlen Schild.

Doch an manchen Zweigen drängt
sich ein Tropfen vor und senkt
sich der Erde wieder zu,
schwillt zur Frucht und harret und hängt.

Wiese lockt ihn Stund um Stund
tausendfingerslink zur Ruh:
falle weich, Septemberrund,
in den alten Muttergrund.

Commerabend

Der Tag legt sich zur Ruhe
in seinen letzten Schein.
Es dehnen sich die Felder
und dunkeln ein.

Nur Wind fährt noch voll Wärme
rauschend durchs Körnermeer.
Der Abend biegt die Fernen
zu Brücken blau und hehr.

November

Der Herbst zieht seine Nebel regenschwer
durchs spröde Braun der starren Wälder
und schwemmt ihr Laub ins Bett der Felder
und schwemmt die schwarzen Raben her.

Den letzten Kürbis rollt mit müder Lust
der Bauer aus der Gärten Ecken,
die plötzlich ganz beraubt sich strecken
dem Himmel an die kalte Brust.

Das wilde Lied zerbrach schon lang beim Wein –
jetzt da im Wind die Feuer schauern –
die Städte hüllen sich in Mauern
und lassen niemand aus noch ein.

Trinklied

Ach, nun soll ich dich empfangen!
Tiefverschwiegenem Verlangen
wirst du Licht und Hütte sein.
Nicht mehr werd ich einsam bangen.
Tiefverschwiegenem Verlangen
bringst du ahnungsvoll den Wein.

Und ich will die Lippen tränken,
Zeitliches im Rausch versenken,
Ewigem geöffnet sein.
Und die du mir nahst, als Schenken
nehm ich dich. Im Rausch versenken
will ich alles, was nicht dein.

Dein ist Lust und Aufwärtsschweben,
Freude, Sang und Sinn und Leben –
und ich glaubt, ich sing's allein.
Gib die Küsse, die uns heben
freudevoll zu Sinn und Leben
in die helle Welt hinein.

Abend schon? An meiner Seite
blickt dein Auge in die Weite
aller Zeit verklärt im Wein.
Trink die Nacht heran, denn heute,
blickst du auch verschämt zur Seite,
wird dein Bett mir offen sein!

Zu Gott die Hände noch gestreckt, der lehnt am
Lindenstamme.
Sein Atem nährt den Baum, das Haus und unsres
Herzens Flamme.
Der Tag war gut, mein Weib. Den Schlaf durch-
glänzt der Sterne Schweigen.
Dein Antlitz schimmert mir im Arm wie Früchte in
den Zweigen.

Himm

Komme, was will

Es fallen die Äpfel, die runden und reifen.
Auf leichteren Zweigen raschelt der Schaum
der feurig entwirrenden Blätter. Wir greifen
so manches im Fluge wie Glocken im Traum.
Und selige Augen pflücken die Traube
des Blaus von dem ewigen Himmelsbaum.
Doch blicken sie nieder: Blätter und Traum
zerfiel in der Hand zu farbigem Staube.

Die Schleier der Kühle beginnen zu steigen
vom Flusse, der funkelt und kommt und verrinnt.
Die Schäfte des Schilfrohrs im fahlen Sichneigen
steh'n hoch vor dem Abend und surren im Wind,
steh'n hoch vor den Wolken, die langsam sich zeigen,
die langsam verdunkeln und langsam zergeh'n.
Schon zittern die Sterne. Schon friert unser Schweigen.

Ach, aus dem Dunkel die Gauldüste weh'n.

Ganzt grüßt die Lampe zu Hause am Spinde.
Die Bücher erglänzen. Die Kinder sind still.
Sie liegen im Bette wie Korn im Gebinde
und atmen leise. Komme, was will!

Gottes Odem durchwehte im heulenden Singen der
Schlachten,
Gottes Schweigen durchstieß in Fieber und Blut.

Hände, die vordem gerne in Versen geblättert,
lagen wie Erde gebrannt um Kolben und Spatengriff,
Hände, die vordem die Saiten der Geige umfaßten,
zogen den Stacheldraht quer durch das Antlitz des
Erdeils,
Augen, die vordem am Himmel kein Ende im Schauen
gefunden,
kniffen sich klein zusammen, suchten im Grinsel das
Korn.

Also wuchsen wir ein dem eisernen Heerbann der Zeit,
du und du und ich wie du; und deiner und meiner
Wünsche Verführung
glänzte wie Lichter im Meer.
Jede Welle zerbrach sie.
Immer sprangen sie auf, immer zerfielen sie rasch.
Ewig wogte das Meer.

Manchmal fragten wir: Herr, kommt uns jemals der
Tag,
da wir wieder das Tal, wie du's erschaffen, erblicken?
Ohne Schanzen und Falle?
Werden wir aufrecht schreiten über die Wiesen zum
Walde,
sorglos verweilen, am Abend lachend nach Hause
singen?

Werden wir wieder im Lande wie der Bauer stehn,
Saatgut im Sacke und unter den Füßen die Brache?
Werden wir einstens die Garben hoch auf den Stop-
peln kreuzen?
Fahren wir einstens auch mit der selbstgezogenen
Frucht?
Sterben wir nicht zu früh, kaum zur Liebe erwacht?
Raum liebkost vom Sehnen und vom Glück nicht ge-
kannt,
stürzt uns dein Spruch!

Einen der Freunde nahmst du am Morgen, als es
zum Sturme ging
und du nahmst uns zugleich ein Echo der Kinderzeit.
Weit, am Tore vor Görz, warfst du gleich zwei ins
Vergehen
und du nahmst uns zugleich zwei Säulen der Kinder-
zeit,
und du fälltest den vierten, den fünften, den sechsten,
Herr, und mit jedem Streich wurde die Aussicht klarer,
schwand das Dickicht der Jugend, sahn wir dich größer
erscheinen,
und du sprachst zu dem Haufen, der kleiner wurde und
kleiner:
Saat seid ihr selber der Zeit.
Eure Ernte wird reifen,
eure Garbe geschnitten,
eure Frucht gekreuzt.

Ich schlage den Wald eurer Jugend,
ich mache euch Raum zum Wuchs.
Der Stamm, den ich fälle, vermodert,
Dünger und Kraft für euch.
Der Ast, den ich schnitt, besamt euch,
Sendung und Frucht für euch.
Hören sollt ihr sein Krachen nachts und tags,
wenn ihr wachet und schlafet.
Kein Ruhen sei euch gegeben
oder die Ruh sei Verrat.
Niemals werdet ihr sorglos schreiten auf Wiesen und
Au.

Zu Suchenden seid ihr geweiht,
zur Sendung seid ihr erhoben,
Salz,
aus Blut gekantet,
Erz,
von Erzen gehämmert,
Wort,
aus dem Loben geklärt.

Also hörten wir nächstens Gottes Stimme erschallen
und sie schallte aus uns und wir verrieten sie oft,
aber niemand vergaß sie, wurde die Schar auch kleiner
und die Treuen verfeimt.

Anderer sitzen zur Vesper geruhig und froh vor dem
Hause,
andere singen und fahren mit leichten Frachten zur
Scheuer.

Wir wiegen das Korn, wir messen den Halm,
wir schütteln das Haupt und verstummen,
denn unsere Frucht, die wuchs noch nicht,
die ist zu tief gesät,
denn unser Salz, das würzt noch nicht,
das klärt zu tief im Blut,
denn unser Erz, das baut noch nicht,
das ist zu scharf gefügt,
denn unser Wort, das hört man nicht
im leeren Pöbellärm.

So stehen wir in Stahl geschient wie je.
Hinter den Worten, Freunde, lauschend dem Schwer-
terklang.

Sehn wir die Narren und Schufte der Stunde
die klirrenden Becken schlagen,
rückt den Helm zurecht,
kneifet das Auge zusammen,
zielet wie einst.

Deshalb starben Tausend und Tausende,
deshalb ward das Sakrament des Opfers wieder er-
neuert,
stürzte der heilige Frühling der Jugend, sanken die
Söhne,
daß ihre Brüder versengten Haares aus der reineren
Hölle der Schlachten
das Licht in die geile Wirrnis der Zukunft tragen,
wo sich wahllos an den Schüsseln der Macht

der Ungerufene mit dem satten Grechling paart
und in den Trögen die Silberlinge klingen.

Darum starben Tausend und Tausend,
daß wir das Opfer hüten,
daß wir die Sendung erfüllen,
daß wir den Samen wahren
der größeren Zeit,
des reineren Volks,
des ewigen Reichs!

(1932)

Heimkehr

Wir steigen hinunter vom Berge. In Tälern verblaute
der Tag,
und ferne ruft aus dem Nebel im Tiefland der Glocken-
schlag.

Die Bäume im Walde froren hinein in die Dämme-
rung stumm.

Auf flirrenden Steigen im Schreiten – wer sieht sich
noch spähend um?

Sind fremd wir geworden in Bergen dem heimatlich
nahenden Haus?

Bleib ich verslochten dem Echo von Felsen und Wolken
und Braus?

Steigt aus der Niederung Sümpfen Rauch herauf
und Dunst?

Wir tappeln ins Unbekannte, in Schlingen und Zauber-
kunst.

Wir nahen wieder den Menschen, der Hast und dem
lauten Wort.

Es stockt uns das Blut, als ständen wir jäh an dem
Felsenbord,

als müßten wir niederspringen in der Schluchten ver-
moorten Grund

und oben versänke im Strahlen des Himmels erlösen-
des Rund.

Und schreiten doch weiter zur Tiefe und kehren das
Haupt nicht herum.
Stumm wie der Dämmerung Woge werden wir selber
stumm.
Zu Steinen erstarren die Füße und pochen weiter
schwer.
Wo leuchtet dein Auge? Und meines? – Nun seh ich
auch dich nicht mehr.

Feuer

2

Kehre nicht wiederum ein —

Kehre nicht wiederum ein, Schmerz, der mir vieles
gebracht,
Wissen, Erkenntnis und Ruh; ach ich verschenk es dem
Wind.

Leichter entschreite ich zurück, wo am Gestade erlöst
Kindheit mich gläubig aufs neu in das Uralte ver-
spinnt.

Schweife mein Geist nur hinaus, weiter nach Osten
hinaus,
wo ein versteinertes Meer weiße Gebirge noch stehn
und der karpatische Wald ihnen die Füße bedeckt,
drüber die Felsen zur Nacht leuchtend am Lichte ver-
gehn.

Ich bin geringer als sie, aber der Schimmer des
Seins
bricht auf der Stirne auch mir überirdisch hervor.
Und wo ich niedriger steh, fühle ich Menschen und
Tier.

Voller des Odems der Erd blicke ich staunend empor.

Droben ist alles verwandt, Ahnung und Antwort im All,
das in der Einheit von einst wieder mich wachend um-
hellt.

Glitzernd vom Halsband der Nacht löst sich ein ewiger
Stern,

stürzt in die Arme der Welt!

Verlag Langen-Müller, München
Offizin Haag-Drugulin, Leipzig
Zillich, Komme was will

1. Autorkorrektur

Bog. 1

24. 9. 1942

Erinnerung

Ich saß so klein im Bett und betete und lauschte
und fiel zurück in einen tiefen Fluß.
Und auf der Stirne lag der Mutter Kuß,
ein Lindenblatt vom Baum, der draußen rauschte.

Die Sonne glühte laut im riesengroßen Tage.
Im Abenteuerbusch Klang Pfeil und Schrei.
Am Abend floß die Heimat süß herbei.
Und Nacht trug mich in Bangnis, Traum und Frage.

Vor dir, du Mädchen, bebt ich wie ein Stern
ganz hell und fern und wußte nichts zu sagen,
bis wir in Rüffen und in Wiesen lagen.
Noch heute – weit – hab ich dich immer gern.

Es piff das Schwert. Ich schwand, ein schmales Reh,
und trug in Gräben Stahl und lachte dumm vorm
Sterben,
hing in der Flut der Zeit wie eine Haut zum Gerben.
Doch einmal blaute auch der Gardasee.

O Sturm und Wind und Schmerz und tausend
Augen offen,
da schauen mich gelehrt die Männerzeit.
Wir säten und wir standen breit
der Sense da und breit dem Hoffen.

Die Scholle roth, mein feuchter Acker brach
durch große Pflugschar aus dem Grund gewendet,
als Klein vor Gott und menschenweit verschwendet
mich hellte der Berufung weißer Tag.

Streich über deine Stirne, junger Mann, und lausche.
Wieviel hast du erlebt und bist noch kaum im Sprung.
Fanfarenstoß der Zeit und voll Erinnerung!
Horch auf, ob noch die alte Linde rausche!

Lied zum Wein

Wozu das Leben wie ein Krämer wägen?
Wie ich es binde, wird es sein;
nur meine Kleider wäscht der Regen.
Die Freuden lese ich allein.
Am Leime bleibt die Fliege kleben.
Im Rausch besiege ich die Zeit.
Ich hab manch rundes Jahr zu leben
und nach dem Tod die Ewigkeit!

Der Abend

Der Tag fällt still in sich hinein.
Die Wärme dunkelt aus den Bäumen
die Nacht hinab, in deren Räumen
sich langsam ordnet Sinn und Schein.

Noch singt ein Wanderer in die Welt,
damit die Stille heimlich werde,
denn Gott geht wieder auf der Erde
mit bloßen Füßen durch das Feld.

Am Gartentor schritt er hinaus,
ein alter Mann, und bringt den Knaben
den Honig Schlaf. Aus dessen Waben
glänzt still der Traum ins dunkle Haus.

Nächtiges Haus

Da steht es auf und geht durchs ganze Haus
treppauf, treppab und öffnet jede Lüre
und späht hinein und löscht die Lichter aus
und schließt das Schloß mit Fingern nackt wie Schnüre.

Gleichwie am Sarg pocht Straßenlärm und Nacht.
Und vor dem Tore brems't ein dunkler Wagen.
In hundert Stuben fangen jäh erwacht
die Uhren zeitgewaltig an zu schlagen.

Das Haustor dröhnt. Im Mund, der schreien wollt,
erfriert der Wind. Noch sticht ein fernes Rufen
dünn durch die Wand. Und donnernd rollt
das Echo seiner Fässer auf den Stufen.

Erwachen

Vom Widerglanz der Sterne noch befrunken
hör ich das tiefre Licht der Sonne rauschen.
O Wolkenbühl! O Wiesen grün entsunken!
O kühler Duft, den goldne Bäume tauschen!

Nun auf! Nun auf! Es sehnt sich mir entgegen.
Es regnet Luft, durchströmt von Morgenquellen.
Die Reise geht. Wer wartet mein auf Wegen,
wo reine Winde junge Stirnen hellen?

Einer Siebzehnjährigen

Empor wie ein eherner Traum, der klar
seine Fülle strafft, o du Beschenkte,
steigen die Beine vom Knöchel gebrechlich getragen.

Im Wind brennt die blonde Fackel der Haare.
Du trägst sie steif und geöffneter Augs,
als ob du der Flamme nicht trauest.
Schreitest mit Schritten dahin, die immer
den nächsten Schritt fürchten.
Zaudernde wehende Schenkin.

Ach und nicht weiß fein und hell wie ein Stern,
der dir das Auge brennt, dem du die Stirne hebst!
Immer nur Wolke sein, düster und tief,
und trinken müssen, durstig, das Licht deiner Fackel,
trinken und ewig versinken ins eigene Dunkel hinein!

Du bist schön

Wie bist du schön! – Ich steh im Abendsächeln,
im Tor versteckt; vielleicht gehst du vorüber
und nimmst entgegen mit verwöhntem Lächeln
all meine Liebe und vergißt mich drüber.

Wie darf ich nahn, wo selbst der Morgen zittert,
wenn du die Augen zu ihm aufgeschlagen,
und wo die Luft nach deinem Atem wittert,
um ihn auf stolzen Händen fortzutragen!

Die Erde beugt vor deiner Schritte Wehen
den Nacken tief. Mein Wünschen gleicht den Wogen,
die an den Ufern ohne Laut zergehen
beim kühlen Heben deiner Augenbogen.

Liegt brach mein Leben

Ich häng im Wein. Ich habe Zeit zum Saufen.
Ich wuchst wie eine Mauer. Um mich her
liegt brach mein Leben und der Haufen
der Hoffnungen zersplittert kreuz und quer.

Der Mondschein klebt am Bauch der Kalebassen.
Am Wege schwankt ein Schatten dünn und zag.
Wer kann des Felsens Niedersturz erfassen,
der gestern noch im Gold der Zinnen lag?

Wir sehn zu klar die Pausen in den Zeiten.
Ihr Schnebensschritt pocht uns zu laut im Ohr.
Alles ist nichtig vor den Ewigkeiten –
auch dieses nun: daß ich dich heut verlor!

Ich will verreisen. Fremdes Land und Rüste –
ein wüstes Leben – Weiber – Trug – und List –
Was liegt daran? O wenn ich nur nicht wüßte,
daß du jetzt leidest und mich nicht vergißt!

An den Ufern vorübergestreift

An den Ufern vorübergestreift,
wo Mädchen an Brüstungen lehnen,
über die Wellen schneeig bereift
mit wimmelnden singenden Rähnen –

Große Fabriken saßen am Strand,
nüchtern, gedankenvoll schweigend.
Kamine wie Fingerbündel der Hand
drehten sich himmelwärts steigend.

Spitzige Fahnen versanken zu Hauf
mit Segelschiffen und Wäldern.
Plötzlich bligten die Augen auf
der Stadt aus rauchenden Feldern.

Manchmal spülte Musik durch den Wind,
ein niedergepreßtes Gelächter.
Von schimmernden Lichtern feierlich blind
passierten wir Brücke und Wächter.

Und in den Schenken voll Wein und Gesang
wiegten uns Mädchen und Schauer.
Zögernd schritten wir heimwärts, und bang
fiel um die Stirnen die Trauer.

Choral

Bin eine Frucht am Zeitenbaum
und hange von den Sternen nieder.
Ist in mir Blut und Lichtertraum,
so spiegelt durch den Weltenraum
an mir sich nur die Sonne wieder.

Und ist es wüßt und namenlos,
so steigt die Nacht aus fremden Meeren.
Und bricht ein Sturm aus ihrem Schoß,
so schwenkt er mich mit Wind und Stoß.
Ich aber kann es nicht verwehren.

So häng ich meine Endlichkeit
und warte, daß die Angel reiße.
Es bleibt nichts als Vergessenheit,
der Durst und die Beseßtheit,
zu ahnen, was dies alles heiße.

An einen Baum

Nun wirst auch du vergiftet, grüner Baum!
Des Nebels Lauge liegt in deinen Lungen
und hängt wie Algen an der Krone Saum.
So bist du ganz von kühlem Weh umschlungen
und regst die Falter deiner Blätter kaum.

Ein schwarzes Rot erwacht auf ihrem Flügel.
Du stehst! Und sie sind leicht und taubesprengt.
Ihr wartet beide auf des Windes Zügel,
der deine Äste zerrt und ihre Reise lenkt
in buntem Tanz ins Grab der Ackerhügel.

Du wirst noch stehn, die Arme aufgereckt
wie Lanzen, dran ein Tropfen hell erblickt,
zernarbt, wenn Sonn und Wind vorüberleckt,
bis dich am Abend nasser Schnee umfließt
und in der Nacht ein Sturm zu Boden streckt.

Die Lebensfahrt

Immer das Segel gespannt in die Ströme des Lichts,
immer aber führte der Bug entgegen dem Dunkel und
Nichts.

Treibt mich auch Licht und die Gänge der Wetter und
Winde,

treib ich vom Lichte beglänzt, darunter ich glänzend
verschwinde,

immer enthüllt mir das Auge die ruhenden Gräber
im Meere,

fahrend dahin, wo im Abend die Räume wachsen und
steigen und hallen voll Leere.

Ich kam von der Sonne – die treibt mich, die treibt
mich hinaus.

Noch hüllt mich der Schein, aber vorne gehen die
Strahlen aus.

Und vorne wird einmal im Sprunge die Woge zum
letztenmal scheinen,

vom letzten Funken bedämmert vor dem ewigen Ginen,
vor dem ewigen Bleiben, vor dem ewigen Nein,
ehe ich, Blinder zu Blindem, stürze kopfüber hinein.

Wird dann ein Funken noch klingen, wird noch ein
Tropfen von Helle,
Wissen und Finden und Welle meiner Erinnerung
schwingen?

Bin ich dann wirklich zu Haus, strömend vom Strome
getragen,
und löschen die quälenden Fragen wie Kerzen im
Winde aus?

Der Schlaf

Ich sinke hin vom Dunkel überloht.
Mein Herz wird leicht, der immer laute Rufer.
Schlaf drückt mich tief hinein ins schwarze Boot.

Da liegen viele augenlos und stumm.
Er fährt hinaus und keiner weiß darum.
Doch manche streift der Träume grünes Ufer.

Sie sehen Städte, Meer und Strand im Süd.
Die Wimpel zucken an den braunen Masten.
Das schlaffe Land dehnt süßlich ihr Geblüt.

Die andern schrecken auf wie Balken steif und schwer.
Dick schwillt der Alb in ihrem Lungenkasten.
Mit wilden Händen greifen sie umher.

Von Wiesen weht herüber kühl der Wind,
bewegt der Mädchen schlafgelöste Haare.
Sie lächeln, und das Ahnen küßt sie lind.

Doch tiefer ist die unbewußte Schau:
zu liegen da wie auf der schwarzen Bahre,
wie du einst liegen wirst gestreckt und grau.

Zur Probe liegen deinem andern Sein –
dort ist's dir gleich, ob je erdröhnt die Tube.
So fahren ohne Zeit ins Ohneziel hinein.

Der Atem sprudelt noch, der unsichtbare Quell.
Er summt dem Morgen zu. Ob dunkel oder hell?
Dich rührt es nicht wie bald in Sarg und Grube.

Einsamer Trinker

An diesen Krug, geformt aus kühlem Zinn,
der Feuer birgt, gekühlt aus heißen Neben,
leg du das Haupt, mein Freund, und träume hin,
bis dir erglüht aus Kühlem das Entschweben.

Wer nicht in Traum und Rausch hinuntertaucht,
dem steh'n die Täler rings in Nebelkrausen;
dem starren Himmel dünn entgegenraucht
sein Atem, ach, ein Fähnchen ohne Brausen.

Du aber hebst den Zeitenfeind empor.
Im kühlen Zinne schläft er leicht und leise,
wie Dichter schlafen mit bereitem Ohr.
Sag ihm, du bist allein, dann spricht der Weise.

Gefühlt im Zinn schwillt seine Blut dir zu.
Du fragst entzückt, ob er ein Zaubrer wäre.
Er ruft aus dir zur Antwort: Ich bin du,
geadelt und entflügelt deiner Schwere.

So fährst du hin, ein Segel auf dem Wein,
mit leichter Fracht der Küsten Frucht zu schauen.
Ein weiter Geist bläst voll in dich hinein.
Da wiegst du dich entschwindend schon im Blauen.

Februar

Noch liegen den Bergen die Flanken weiß,
die Gipfel in Wolken, die Schluchten voll Nebel –
doch hör ich im Baume den Wind schon wachsen
und in der Ebene seh ich den Schnee
wie weiße Riemen auf schwarzem Fell.

Das weite Land wird weit in Laufen,
die sich von unten aufwärts brücken,
wird weiter – ach, daß du mich liebst,
Geliebte, die ich immer liebte,
ist wie ein Schweigen ausgegossen
ins schweigend überlaufte Land.

Die Nacht voll Blau

Die Nacht voll Blau und ganz von Licht durchspült
mit Dämmerbüschen —. Gil noch nicht nach Haus.
D sieh, des Blütenbaumes Schatten kühlt
auf deiner Stirne Zeit und Wissen aus.

D sieh, der Fluß hebt ruhig Mond und Schein,
des Windes Milde, die dein Haar durchflieht.
Schwimmt auch ein Wölkchen in den Glanz hinein —
ich sehe selbst im Dunkel dein Gesicht.

Dein Duft verwiegt durch meine Lippen weit,
den sanft von Blatt zu Blatt ein Flüstern trägt,
bis er der letzten Pappeln Abendkleid
vor dem Gefild des Himmels still bewegt.

Für uns geöffnet schwebt des Frühlings Raum.
Ich küsse dich. Dein Auge blickt empor
und nimmt, eh es sich schließt, in seinen Traum
als goldne Kerzen mit der Sterne Flor.

Spätsommer

Helle flirrt durchs Himmelsblau.
Dunkel lastet rings das Grün
auf die lichtdurchbrühnte Lu.

Kronen, die im Mittag glühn
ohne Wind und ohne Lau,
warten, und ihr Duft sinkt schwer,
daß die Nacht sie hülle grau.

Denn im Dunkel steigt der Saft
aus verstreuten Wurzeln her
in den borkenstummen Schaft,
zweigt sich ästehoch und quillt
warm aus der Stengel Haft
in der Blätter kühlen Schild.

Doch an manchen Zweigen drängt
sich ein Tropfen vor und senkt
sich der Erde wieder zu,
schwillt zur Frucht und harrt und hängt.

Wiese lockt ihn Stund um Stund
tausendfingerflink zur Ruh:
falle weich, Septemberrund,
in den alten Muttergrund.

Commerabend

Der Tag legt sich zur Ruhe
in seinen letzten Schein.
Es dehnen sich die Felder
und dunkeln ein.

Nur Wind fährt noch voll Wärme
rauschend durchs Körnermeer.
Der Abend biegt die Fernen
zu Brücken blau und hehr.

November

Der Herbst zieht seine Nebel regenschwer
durchs spröde Braun der starren Wälder
und schwemmt ihr Laub ins Bett der Felder
und schwemmt die schwarzen Raben her.

Den letzten Kürbis rollt mit müder Lust
der Bauer aus der Gärten Ecken,
die plötzlich ganz beraubt sich strecken
dem Himmel an die kalte Brust.

Das wilde Lied zerbrach schon lang beim Wein –
jetzt da im Wind die Feuer schauern –
Die Städte hüllen sich in Mauern
und lassen niemand aus noch ein.

Trinlied

Ach, nun soll ich dich empfangen!
Tiefverschwiegenem Verlangen
wirst du Licht und Hütte sein.
Nicht mehr werd ich einsam hängen.
Tiefverschwiegenem Verlangen
bringst du ahnungsoll den Wein.

Und ich will die Lippen tranken,
Zeitliches im Rausch versenken,
Ewigem geöffnet sein.
Und die du mir nahst, als Schenken
nehm ich dich. Im Rausch versenken
will ich alles, was nicht dein.

Dein ist Lust und Aufwärtsschweben,
Freude, Gang und Sinn und Leben –
und ich glaubt, ich sing's allein.
Gib die Küsse, die uns heben
freudenvoll zu Sinn und Leben
in die helle Welt hinein.

Abend schon? An meiner Seite
blickt dein Auge in die Weite
aller Zeit verklärt im Wein.
Trink die Nacht heran, denn heute,
blickst du auch verschämt zur Seite,
wird dein Bett mir offen sein!

Maria

Ich liebe dich, Maria, süßer Traum,
und deiner Schlankheit leichtbewegtes Gleiten.
Du kennst mich nicht und dich noch kaum,
und hebst wie eine Birke vor den Weiten,
die ich durchblicke selbst im süßen Traum.

Dein liebes Haupt, Maria, neigt sich stumm
zur Erde, wie ein Blumenkelch gebogen.
Ich trieb mich viel im Land herum,
im Sonnenschein und nachts auf wilden Wogen –
und werde doch vor deinem Haupte stumm.

Meiner Frau

Du bist das Heim nach vielen dumpfen Stunden.
Ich lehre ein zu dir und bin entbunden,
und heb das Aug geklärt zur dunklen Nacht,
die heller als der Tag mich sternig überdacht.

41 110
So schreite ich nach Haus und fühl dich weit im Sinnen.
Bist du auch fern, ich weiß dich drinnen
im tiefsten Kern und zu der tiefsten Lust.
Wenn ich jetzt lache, lachts's aus deiner Brust.

Wenn ich jetzt leise Tor und Klinke rühre,
die Lampe wecke und verschließ die Türe:
du bist mir rechts zur Seite zugepaart,
untrennbar leuchtend über Zeit und Fahrt.

Ich höre dann der Fenster Gang im Wind.
Im Bett geborgen lausch ich unsrem Kind,
das du mir bald gebären wirst und nähren.
So wächst im Schlaf die Heimat in die Ahren.

Erlösung

Vom Hange schwillt der Duft der ersten Mahd
den Tälern zu, die sich mit Schatten füllen,
und drüber steh'n die Berge ohne Hüllen
und königlich in letzter Sonne Bad.

Du neigst das Haupt, der tags kein Werk vollbracht,
in Qualen war und wirst jetzt auch umfassen.
Wenn du die Stirne hebst, sind blaumhangen
die Berge schon für eine ganze Nacht.

Gieh, dieses Baumes Rauschen hat dich gern
und überflutet Werk und Qual und Ruhe.
So schlafe nun in Gottes tiefer Truhe,
denn auf dein Antlitz scheint ein guter Stern.

D atme aus und atme leichter ein.
D senk das Lid, doch laß es Träumen offen.
Die Wimper klingt – jetzt kannst du wieder hoffen.
Das Tor geht auf, o Welt, ich darf hinein!

Der Vater

Ich streue den alten Samen in meiner Kinder Herz.
Ich führe die kleinen Hände wie eines Pfluges Sterz,
daß ihres Lebens Furchen gerade durchs Schicksal
geh'n,
daß wir beim Wenden der Schare beruhigt nach hin-
ten seh'n.

Doch naht sich einst die Stunde, wo ich zur Seite
tret:
Faßt selber nun den Sterz an und haltet die Grade
stet! —
Wenn sie vorüberpflügen wie junge Schiffe ins
Meer,
den Hut heb ich vom Haupte, und dann pflüg ich
hinterher.

Ich weiß, sie werden ziehen, wohin sie ihr Herzschlag
zwingt.
Ich, an der alten Furche, seh, wie ihr Sturmhaar
schwingt.
Ich sehe sie manchmal stocken — da rufe ich wohl
meinen Rat,
aber der Väter Weisheit lenkt selten die junge Tat.

42 *Ich, Gott, mir vor dem Tode, daß ich mein Werk
auch getan,
daß sich mein Weib noch im Dämmernd lebt meines
Schutzes an,
daß manchmal aus Talle der Kinder mir Kindern
im mich lachte,*

Kühle Verheißung

Abend, du viel besungenes Warten,
Klarheit des Himmels und letzter Winde Gefild,
ragender Bäume duldendes Dunkeln im Garten,
Wende, darin sich spiegelt Gottes ruhiges Bild,
da er mit großen und niemals gesehenen Händen
rafft von der Erde das Licht in den Himmel empor.
Finsternis unten, aber mit rötlichen Enden
blaut noch die Schale des Alls und der Stern tritt
hervor.

Wehrlos versinkt auch dein Leib, doch die Augen
sind nicht gebannt an die irdische Stund,
steigen hinauf zu den Sternen und saugen
ihr kühles Verheißten herab in den Grund.

Nebelfrieden

Auf die Ballen schwarzer Buchen
sinkt herunter breit die Wolke
zeitlos wie die Abendstund.
Zögernd streift des Windes Suchen
noch einmal den heißen Mund
und erhebt des Nebels Molke
wogend aus der Täler Grund.

So von unten, so von oben
wirfst du schattenweiß umdroht.
Doch die Vesperglocken loben
ganz von ferne Gottes Brod
und verankern auch dein Boof.

Steigst heraus in blindem Schauen,
keines Schrittes Pfad ist dein,
dennoch hüllt dich ein Vertrauen
wie das Lid die Augen ein.

Der dem Abend ist verwandt –
plötzlich hörst du's wasserhell
wie an eines Brunnens Rand,
Frieden, o du kühler Quell!
Stumm zum Trunk höhlt sich die Hand –

Und schreiten doch weiter zur Tiefe und kehren das
Haupt nicht herum.
Stumm wie der Dämmerung Woge werden wir selber
stumm.
Zu Steinen erstarren die Füße und pochen weiter
schwer.
Wo leuchtet dein Auge? Und meines? – Nun seh ich
auch dich nicht mehr.

Kehre nicht wiederum ein —

Kehre nicht wiederum ein, Schmerz, der mir vieles
gebracht,

Wissen, Erkenntnis und Ruh; ach ich verschenk es dem
Wind.

Leichter entschreit ich zurück, wo am Gestade erlöst
Kindheit mich gläubig aufs neu in das Uralte ver-
spinnt.

Schweife mein Geist nur hinaus, weiter nach Osten
hinaus,

wo ein versteinertes Meer weiße Gebirge noch stehn
und der karpatische Wald ihnen die Füße bedeckt,
drüber die Felsen zur Nacht leuchtend am Lichte ver-
gehn.

Ich bin geringer als sie, aber der Schimmer des Geins
bricht auf der Stirne auch mir überirdisch hervor.

Und wo ich niedriger steh, fühle ich Menschen und
Tier.

Voller des Odems der Erd blicke ich staunend empor.

Doben ist alles verwandt, Ahnung und Antwort
im All,

das in der Einheit von einst wieder mich wachend um-
hellt.

Glitzernd vom Halsband der Nacht löst sich ein ewiger
Stern,

stürzt in die Arme der Welt!

Östliche Elegie

Weh, daß ich hier die erste Milch gesogen,
 dem Käfersummen hier zum ersten lauschte,
 im grünen Traum der Spiele mich betrogen,
 darüber Zweig und Wolkenschiff sich haushete,
 behütet war – und nur in mancher Nacht
 vom Bette starrte in den Fensternebel
 und hörte Reiter nahen, Huf und Säbel;
 die klinkten lang durch meines Schlafes Schacht.

O Nacht der Kindheit, die mich lehrte schauern!
 Nun wuchsen Leid und Mühsal in das Lichte.
 Der Weizen stirbt im Klee. Von Turm und Mauern
 entbröckeln langsam Stein und Form und Dichte.
 Zerfällt der Freunde Sinn. Verglüht des Herdes
 Brand.

Der Wein ist schal, seit Lust vom Haß geht schwanger.
 Das Recht verlachen Händler auf dem Ager
 und ihre Fracht ächzt hin und her im Land.

O blickt zurück – sind dieser Städte Wälle,
 der Acker Furchentiefe nicht gebreitet
 von unsrer Pflugschar ahnenalter Helle,
 war drüber nicht wie Äste ausgeweitet
 der Sendung Not, der großen Liebe Schau,
 da wir uns zeitenlang der Erde hier vermählten,
 die Früchte dienend aus den Schollen schälten
 und dankten wie dem Schoß der Lieben Frau!



Die ihr im Anflitz fragt der Arbeit Zeichen,
im Wuchs der Väter blondes Mal empfangen;
der Engheit Geist, wie kommt euch der erreichen,
der Gasse Lieder, die durchs Fenster drangen!
Seid ihr denn gleich dem Fälscher auf dem Markt?
Langt eure Ehre schon durchs Neß der Liebe?
Berzankt die Brut; um Brot und Eigenliebe
hat sich ein jeder in sein Haus verbarckt.

Ich höre nachts den Wind der Frühe schwingen,
ich höre immer rufen in den Nächten,
ich hör die Scheiben wie Gesang erklingen,
den Sumpf zu graben und für Gott zu rechten,
den Samen jedem in sein Maß zu streuen.
O daß euch doch der Morgen einmal färbe!
Ihr hört es nicht, euch ist der Ton zu herbe:
Es will die Zeit sich wiederum erneun!

Geburt des neuen Frühlings! Ach ich höre!
Mir preßt die Brust ein qualgefülltes Wissen.
Ich ruf ein Wort, o wären's tausend Chöre!
Ich schreite aus und werde hingerissen.
Und niemand hebt mit mir empor die Last.
Die Steine bröckeln und die Sümpfe stehen. —
Mich bannet ein Geist: in diesem Land zu säen,
das keines Geistes Brausen mehr erfaßt.

(1928)

Sonette in die Zeit

I

Wo saßet ihr, als wir auf raschen Wegen
hinuntereilten in das Stahlgewitter?
Wo häuftet ihr das Korn, als wir im Regen
und Schlamm uns bogen, selber Korn dem Schnitter?

Wo aßet ihr der Halme gelben Segen,
als unser Brot im Blute wurde bitter?
Und konntet euch zum Weibe ruhig legen,
wenn wir hinaufschrien bis zum Sternengitter.

Vergittert rundum, o wie Gitter schlossen
uns tausendfach ans Sterben Stahl und Blei.
Wir Strand, zerfressen, schüzend und umflossen.

Ihr standet weit, vielleicht im Schmerz dabei.
Doch als wir heimgekehrt mit leeren Trossen,
da war für uns kein Platz im Räte frei.

Da sitzen sie und mischen ihren Brei:
 Der sprach kein Wort, das nicht sein Wohlsein galt.
 Der lügt sogar im Schweigen. Der ist treu
 dem Pfeffersack und der ist kindischalt.

Der ist ein Schaf und schwänzelt wie ein Lenz.
 Der lächelt süß, sein Herz ist dürr und kalt.
 Der weiß sehr viel, drum sitzt er auch dabei.
 Und der ruft nach, was ihm entgegenschallt.

Und jeder dreht des Volks Kolumbusei.
 Im Hirne kriecht der Hoffart nasser Wurm.
 Hier ist für uns kein Platz im Räte frei.

Wir standen kühl und schweigend vor dem Turm.
 Die Uhr schlug an. Wie spät es denn wohl sei,
 wir fragten's nicht, wir wußten: Vor dem Sturm!

Den Becher goßt ihr bis zum Rande voll,
mit müden Händen hobt ihr ihn zum Munde.
Und wie das Blut euch plötzlich sang und scholl,
da schlug bedeutsam allen an die Stunde.

Mit hellem Geiste, von der Wahrheit toll
entdecktet ihr der Zeiten offne Wunde.
Der Mannheit Ziele, Mut, der überschwoll,
der klare Blick, sie schweißten uns zum Bunde.

Was blieb davon am Morgen unverfehrt?
Ihr dachtet: o die Nacht ging laut vorbei,
ein Alb hat meinen guten Schlaf verheert.

Ich rief euch an: Ihr seid dem Markte treu!
Ihr winktet matt: Uns ist es einerlei –
Und warft den Glauben weg wie euren Wert.

Nie schwillt der Trauben morgengrünes Licht,
wenn ihr vom Wurzelstocke reißt die Reben!
Wo ist der Pflug, dem nicht die Schare bricht,
wenn er aus Schotter will die Krume heben?

Der Bauer wirft ins Maul der Ochsen nicht
das Korn und nährt mit Spreu das eigne Leben.
Ihr, denen Spreu des Volks ins Auge sticht,
verwerft das Korn, eh seine Ahren schweben.

Die Zeit wächst auf. Ihr geistert in den Ecken.
Ihr peitscht die Besten freudig aus dem Land.
Ihr schließt das Tor. Nun kann euch keiner wecken!

Im Schlaf noch öffnet ihr die Bettelhand –
Ihr träumt von Geld und wollt es rasch verstecken.
Fünf Finger krasen Kalk von toter Wand.

Der Dichter steht und traut der Zeit nicht mehr –
 Er lauscht hinaus, sein Echo ist das Schweigen.
 Und rief er auch, entgegnet ihm das Schweigen
 und manchmal Wind – der kommt von weitem her.

Was trieb euch fort von ihm, der euch*im Eigen
 den Bau zu fügen steht schon längst in Wehr?
 Die Quadersteine sind euch viel zu schwer.
 Ihr wurdet müd, doch nicht in Werk und Reigen.

Selbst euer Frohsinn ist ein schaler Trank.
 Die Lust ist tot, der Mut, das große Schauen.
 Ihr werdet niemals einen Dom erbauen.

Wie ihr nicht stehen könnt im Wahren frank,
 so hoct ihr wuchernd auf der Lasterbank,
 dem Volk, der Zeit, dem Geiste Schmach und Grauen!

Vergebens flieht der Dichter in den Sinn,
 der aus der Allheit ruft nach seinem Wort.
 Im letzten Steigen und im Lauschen drin
 mahnt Volkes Not, ein Uhrwerk, immerfort.

Und wie er künden will, da bannt es ihm das Kinn,
 Er löst die Hände vom geheimen Hort:
 Ich weiß selbst hier vor Gottes Fensterbord,
 daß ich euch Stummen auch der Rufer bin.

Er kehrt zurück ins Dunkel aus dem Licht.
 Er spricht in Milde, die ihn früh beglückt:
 Ihr ahnt den Jammer, der ihr seid, noch nicht!

Hier nehmt mich hin, der sich um euch zerstückt,
 zu jeder Frucht für euch sich niederbückt.
 Doch blicket endlich in die große Sicht!

Aus hundert Führern, die am Gängelseil
 euch ziehn in eurer Kurzsicht faulem Sand,
 ragt kaum ein halbes Duzend Männer steil
 mit freiem Blick, Gesinnung und Verstand.

Nicht daß manch Glied in unsrer Innung feil,
 verzehrt das Mark, zerbröckelt Heim und Wand,
 wohl aber, daß so viele gar zu heil
 sich überhöhen und der Adel schwand.

Wer kaum zum Lesen taugt, führt Wort und Rat,
 die seichten Wechsler und die platten Hirne.
 In scharfen Fesseln gärt umsonst die Lat.

Wer aus des Volkes Schoß berufen ist zum Firne,
 den jagt die Meute, brennt ihn in die Stirne.
 Doch dunkel wächst die Zukunft in der Saat.

Denn ihr vergeßt, daß euch die Söhne richten,
 der Vater ist, wie ihn bestimmt der Sohn
 nach Wert und Tat mit ehernen Gewichten.
 Weh euch, die sich erkrämert einen Thron!

Da geht dereinst ein Lechter um zu sichten,
 der schändet Gruft und Ruf und spricht voll Hohn:
 Aus Gottes Grund wächst jedes Volk zum Lichten,
 aus Gottes Grund fällt jedes Volk in Iron.

Und was es wählt aus diesem Sprüchepaar,
 wird ihm zum Los. Seht, diesem Volk erstanden
 wie jedem: Männer, Ziel und Schau und Schar.

Dies aber siel und trieb aus seinen Banden
 den selbstgebornen Geist, gab sich zu Schanden
 der trübsten Mitte – bis es nicht mehr war.

Wenn euch, die ihr verspielt die letzten Rechte,
 ein Gott voll Gnade schickt ein jäh Gesicht,
 daß ihr erkennt die sturzbercichte Wächte,
 dann faßt euch an der Gurgel zum Gericht,

dann merzet aus dem Ring die lauten Knechte,
 der Lüge vielgewinnendes Gezucht,
 das sich zu Spitze und Befehl erfrechte.
 Dann hebt den freien Mann ins Licht!

Dann gibt sich wieder wie im reifen Jahr
 der alten Acker neue Ernte dar.
 Aus dumpfer Ruh steht auf die Schnitterschar.

Der Dienst, der ewig Saat des Großen war,
 die Wahrheit, die des Großen Sinn gebär,
 erneuern euch auch wider die Gefahr!

Durch freie Kräfte schwillt der Söhne Raum,
 und Geist und Schau weist jeder Zukunft Spur.
 Die Pflugschar und das Brot, das Haus, die Flur
 erwachsen göttlich aus dem blauen Traum.

Wenn einer pflanzt ins brache Feld den Baum,
 wenn einer hebt die Garben auf die Fuhr,
 und wenn ein Volk sich härtet überm Schaum
 der trüben Zeit und selbst sich stellt die Uhr,

woher erwuchs zu solchem Werk die Kraft? –
 Nur wie ein Wald sich aus dem Dunkel zwingt
 und aus der Tiefe sich zur Krone rafft,

so steigt auch ihr vom Geiste hochgedrängt,
 wenn reiner Sinn die Fahne aus der Haft
 der Ohnmacht reißt und in den Morgen schwenkt!

(1930)

Fest im September

Steigen schon auf des Herbstes kühle Gestirne —
und in den Morgen wandert der Nebel schon weit?
Hängt schon im Dunkel der Buchen das erste Braun
und die Stirne
der Felsen glänzt blaß aus der Hänge vertrocknetem
Kleid?

Was zögert der Wind auf dem Wege, das Laub zu
zerschlagen?
Was klopft noch das Herz, wo der Tag sinkt schneller
zur Ruh?

Gieh, in die neuerrichteten Häuser tragen
die Klugen das Bett und den Tisch und schließen die
Fenster zu.

Aber die andern heben die Fahnen und rufen zur
Feier.

Sie schenken den Wein und wissen des Samens nicht
viel.

Bei leerer Worte Geföse, da frag ich: Wie steht unsre
Scheuer,
war die Tenne von Rädern gefurcht, eh ihr sie segtet
zum Spiel!

Da frag ich: Sind euch bereitet zum Kampfe die Sinne
und Hände,
schwillt euren Weibern die Frucht in Schößen und
Brust,
spürt ihr der Zeiten tatenerwartende Wende
und den schalen Tropfen wie El auf der Neige der
Luft!

Da fraget die Redner, die redend gerne verschweigen,
ob Glieder und Haupt in Wahrheit und Satkraft ver-
knüpft,
und nicht das billige Wort euch befeuert den Reigen.
Zeigt her euer Werk, bevor ihrs bejubelt und hüpfst!

Sind Feste für euch wie das Prangen der Blätter im
Fallen,
der funkelnde Sand auf den Winterschwingen des
Nichts?
Seid ihr selber ein Haufen, gekehrt aus den waldigen
Hallen,
oder ein strahlendes Volk im Zug an die Brunnen
des Lichts?

Wer fragte euch so, wenn nicht schon die Zeichen uns
drohten,
der Männer Versäumnis, der Dumpsheit zu große
Gewalt,
das Schweigen/der Besten und das wachsende Beispiel
der Toten
und des Volkes mürbe im Wetter schwankender
Halt!

Euch riefte nicht solches, wer nicht die Fahnen selbst
schwänge,
wenn ehern und ehrlich Wort sich am Sinne be-
rauscht,
wenn aus der Luft euch das schaffende Feuer bespränge
und ihr vom Becher hinweg zum Werke baltet die
Faust.

Werdet ihr fallen und schwinden – werdet ihr Schöpf-
linge treiben –
werdet zum größeren Mal wieder ihr heben die
Stirn –
Endlose Fragen und Dual, und im endlosen Schweigen
funkelt des Herbstes kühles Gestirn –

(1930)

Siebenbürgische Großbauern

In Fingern, die sich am Pfluge krümmten,
schwanken die Gläser wie gelbe Korallen
ewig erhoben und niedergestoßen,
Schlägel, die hart auf die Trommel fallen.

Gevatter mit sechzehn Ochsen im Stalle,
Nachbar mit hundert Morgen voll Weizen,
sie schmeißen den Knechten den Lohn vor die Füße
und können die Stuben mit Roggenmehl heizen.

Die Fäuste sind prall von Schinken und Speck.
Sie klatschen dem Schankweib am schwappenden
Hinter. —

Doch hinter ihnen erscheint an dem Fenster
der Werwolf bereift von Wetter und Wintern.

Den Brüllenden brechen die Worte vom Munde.
Die Augen schwären hervor. Aus den Lippen
hängen die Zungen wie nasse Fäden,
die lang in die Bärte hinunterwippen.

Hauch wird zu Flüstern. — Der jüdische Wirt
schraubt an der Lampe. Sie sehn sich nicht um.
Es heult wer im Ofen. Es tropft von den Stirnen.
Ein Schatten steht quer an den Wänden und stumm.

Bis einer denkt an die sechzehn Ochsen,
die Morgen voll Weizen — da brüllt er nach Wein —
Zur Fütterung hebt sich nach Stunden ein Alter
und stampft durch die Tür in die Frühe hinein.

Der Bauer im Gewitter

Der schwarze Rauch der Wolken schwemmt sich frei
vom Kamm der Berge in die Abendflur.
Der Bauer wirft die letzte Gabel Heu
mit langen Armen auf die hohe Fuhr.
Ins Kummert stemmen sich die Kasse schwer.
Die Deichsel schwingt. Vom Wege wirbelt Staub.
Der Donner geht am Himmel hin und her
und brüstet sich und füllt die Ohren taub.
Kein Räderknarren hört der Bauer mehr.

Er blickt hinauf aus altem Väterbann
ins Schild, das ihm den Saatengott verdeckt,
der wie ein Krieger dröhnt zur Schlacht heran.

Der Bauer spricht: Wie groß du dich gereckst,
eh du die Saat zerstörst in blindem Zorn.
Da stampfst du her und weißt es selber nicht,
daß du dich wiegst als feuchtes Mark im Korn,
daß du mit rauen Grannen schützt die Frucht,
die jetzt dein Hagel in den Halmen bricht.
Du segnest dich und bist von dir verflucht.

Ich aber sammle, was du schwellst ins Licht,
die reife Frucht und seg die faule fort. 14,
Ich bin dir treu, du aber bist es nicht.
Ich sprech zur Schöpfung stumm ein letztes Wort.

Ich weiß den Zweck, du rührst nur deine Kraft.
Du bist voll Untat, die ich nie begeh,
und doch fügst du mir zu das Wohl und Weh.
Ich bin nicht mehr als einer Dolde Schaft.

Tief hinter deinem Walten glänzt ein Kern,
des letzten Sinnes heiße Ewigkeit.
Ob du ihn spürst? Mir ist er ewig fern.
Ich bin das Nahe, er die Überzeit.
Und wie er will, so wachsen du und ich,
drum bin ich klein und du so fürchterlich.

Der Bauer schlägt das Kreuz in Blitz und Wind.
Er ballt die Faust, die jählings segnend hält.
Sein Antlitz ist von Haß und Ehen zerspellt,
darüber Regen oder Träne rinnt.

Der Bauer

Der Mais wiegt seine Schöpfe noch in späte Som-
merwochen.
Der Kolben schwingt das rote Haar: wann werde ich
gebrochen?
Darunter glänzt der Kürbisbauch im dürrn Stengel-
heben
als murrte er: Wie bin ich faul – ihr könntet mich
schon heben.
Doch selbst des Hafers Perlenfeld soll noch drei Tage
reifen.
Nur Weizengarben sind im Kreuz auf manchen
Stoppelfstreifen.

Der Bauer in dem Roggen steht, umrauscht von blon-
den Wogen.
Sein Senseschnitt kommt übers Feld oft wie ein
Pfliff geflogen.
Er saugt den eignen Schweißgeruch und Duft von
Erd und Ähren
zugleich in volle Lungen ein und weiß sich ewig währen.
Er ist des Aekers Ruf und Blut, der Scholle Hut und
Gegen.
Er streut den Samen, führt die Frucht und ist wie
Gott zugegen.

Und stirbt er auch, so steht der Sohn schon drinnen in
den Wogen.
Sein Senseschnitt kommt übers Feld oft wie ein
Pfliff geslogen.
Er hebt den Haferstrich im Schwung, den Kürbis von
der Erde.
Er häuft das Maisstroh auf und schirrt vor Fuhr und
Pustg die Pferde.
Er pflückt die Birnen aus dem Laub und eggt im Herbst
die Breiten.
Im Arme hält er Frau und Sohn in immer neuen
Zeiten.

Gefang an den Wind

Schwinge mir, Wind, das Haar schwebenden Lüften
zur Fahne,
wenn meine Stirne sich hebt, Bug, in das Meer deiner
Welt!

Du der Berge Gesang, surrendes Dach der Täler.
Du, der das Licht der Sterne leise im Abend schwenkt.
Du, dem die Wellen sich geben, Flötenspieler in
Buchen.

Odem des Sommers, du Atem der Zeugung, Duften
der Frucht!

Wenn aus der Nacht die Wolken schwer auf die Seen
fallen,
bist du der Fährmann des Sturmes, bist du des Stur-
mes Gewicht.

Bäumt sich in Flammen die Weide, dem Blitze ein
starkes Ganak,
reißt du aus ihrem Busen das Feuer und treibst es
feldein.

Rufft den Schiffen im Meere, rufft im Walde dem
Baum:

Segel und Eiland vergehe, Asche werde das Laub!
Doch im klärenden Morgen wehst du den Frieden heran,
neigst dich und drückst die Lippen auf den kassenden
Grund,

daß dein Atem sich mische mit Wasser und Erde und
Samen.

In deinen Lungen nistet der Nebel, der silbern schleift.
Von deinen Schultern triefen die Regen, Hülle dem
Land.

Traurigen Herbst und die Blätter treibst du zur Erde
zurück,
schüttelst dein Haar auf die Täler — da sinken die
Flocken hinab.

Decke uns tief im Grabe, von dem du die Blumen
verstreut,
mit Schnee oder Ähren: wir ruhen, Nahrung dem
ewigen Sinn.

In deinen Fingern erklingen weiter die Felder ins Licht
und wie Bälle wirfst du die Verchen zu Gott empor.

Sieh ich bin ein Mensch, Gewehrer zu höheren Zwecken,
unbekannten Grundes ein ahnungsreicher Halm.
Umgib mich, umfaß mich!

Die Früchte schlägst du vom Zweige herab.
Klein sind die Wege der Menschen. Laß mir den Mut
nicht vergehn,
daß ich im Schweigen des Alters, wenn ich am Weg-
rande steh,
auf dem Acker die Schoten dunkel zerpläßen höre,
daß ich dein wartendes Auge klar in der Windstille sehe.

Flügel, der Gottes Botschaft an müde Stirnen hängt,
damit gekühlt sie ragen, ruhig in neues Geschehn —
Lieg ich in dumpfer Kammer, staubig vom Tode der Zeit:
Klopfe du laut an die Mauer: Erheb dich, der Morgen
ist nah!

Verwandlung des Jahres

In den bleichen Februarnächten tönte von ferne der
Föhn.
März blies uns den Wind in die Stuben, segte den
Schnee mit Gestöhn.
Doch durchs Heulen der Stürme trug schon länger
der Tag sein Licht.
Zwischen den Fensterblumen erblaute freundlich das
Himmelsgesicht.

Liebst du hinaus in den wirbelnden Regen, suchtest
und fandest noch nicht,
wiegte im ersten Knospen der Zweige auch dein erstes
Gedicht.
Fülle und Blätterwolken ersprossen, rauschend erblühte
der Mai.
Ach, und die Gräser rochen. Doch schweigend schritten
die Mäher herbei.

Wieviel Gedanken bauten dir Brücken, wieviel
Träume und Lust
glitten ins wartende Strombett des Sommers und
waren dir kaum bewußt.
Dunkel erstanden die Sorgen, und einsam traf dich
der Strahl der Idee.
Ehe die Ernte gor in den Kellern, stürzten die Feinde
dich jäh.

Aber die Apfel fielen vom Baume, aber die Traube
war prall.

Trohlöchte die Straße, so sahst du des Wandels Beden-
tung im Blätterfall.

Höhlte der Alltag und reckte die Hüften: dich rührte
der Wirbel schon nicht.

Lachend standst du im bleichen November und spürtest
das bleibende Licht.

Niemals rundete so sich des Jahres Erfüllung im
eigenen Pfad.

Reißender schnitt dich der Riemen der Bürde, aber
ihr Segen naht.

Dankend nahmst du die männliche Gnade: daß du
verachten gelernt.

Müht sich der Fuß am Wege, du schreitest und bist
seinem Staube entfernt.

Nun lasse es schneien, du großer Himmel, wirf Schnee
auf Stoppel und Rain.

Im Acker keimen die Samen geborgen, und einer dar-
unter ist dein.

Du stehst auf dem Berge und blickst in die Täler:
Januar, März und April
und ferne im Dunste der braune September – ach,
wie wirst du still.

Minna Zinner
gr

Inskrift nach zehn Wanderjahren

12188

Groß liegt das Land in den tausend Armen der Berge.
Groß ruft der Wald, der ihre Schultern ersteigt.
Groß wölbt der Himmel darüber, wogend in Wolken,
die Fernen.

Wogen laufen durchs Korn und Wogen flüstern im
Weinlaub.

Wogen ziehn mit den Herden langsam hinaus in die
Weiden.

Mit der Schare des Pfluges stürzen die Bauern die
Brache.

Stöhnend rufen sie Gott in vielen Sprachen zum
Segen,

wenn sie den Samen werfen, und ihre Frauen um-
fassen,

daß sie Söhne gebären, daß ihre Ähren sich neigen.

Aller Flüsse Gefälle strömt mir als Blut in den Aldern.

Aller Wälder Atem dehnt mir der Lungen Raum.

Aller Täler Fruchten wächst mir im Pulsen des
Fleisches.

Alles Volkes Sehnsucht spricht aus dem eigenen
Mund.

Und wie der Bauer die Garben jubelndglutet bindet,
blick ich ins heimische Feld, wiege das Werk auf den
Armen,



zähle die Fuhren und werf auch die Spreu der Irrung
ins Maß.

Dank sei dir Gott, daß sich die Waagschale senkt.

Denn dem deutschen Herzruf horcht ich bei Tag und
bei Nacht.

Kriege und Gräber und Not, ach und das größere
Wagnis: Geist und Sendung und Zucht
stand wie Feuer geprägt in meiner Stirne und glühte.
Irrrend fand ich den Weg und irrend verlor ich ihn nie!